

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 3

Artikel: Ein Ausflug auf den Vesuv
Autor: H.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634296>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

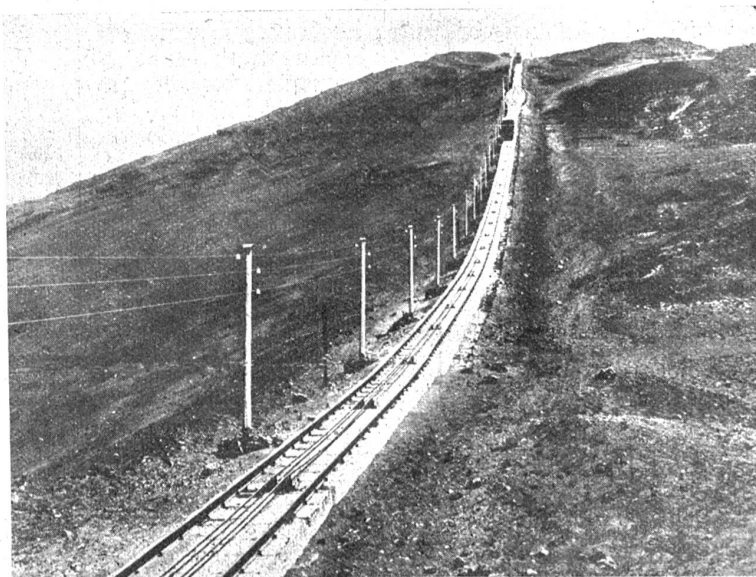
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zeigen und dann komme ich in zwei Sprüngen wieder mit der Antwort zurück.“ — Kurzum, nach ei-
Widerstreit gab der mittlere Bruder die Flasche der Prinzessin, welche wie der Bliß davon huschte und nicht wiederkehrte. Und so stand er da im Saal, es war schon fast Morgen und alle Gäste waren nach Hause gegangen. Und immer noch wartete dieser Mamelut von einem Jüngling, ob die Prinzessin ihm die Flasche wieder bringe nebst der Antwort.

An ihrer Statt kam wie das erstemal jener Diener und rief: „Holla, was macht Ihr da? Man schließt das große Tor.“ Der Jüngling antwortet: „Ich habe der Königstochter ein gewinnbringendes Ding gegeben, damit sie es ihrem Vater zeige, und ich warte, bis sie mir's wieder bringt.“ — „Was soll das für ein Ding sein?“ schreit der Diener ihn stolz an, „die Prinzessin hat keine solchen Dinge nötig, am wenigsten von einem solch groben Klotz, wie Ihr einer seid. Fort mit Euch sogleich, wenn Ihr nicht eine Tracht Prügel wollt.“

Und weil in diesem Augenblicke eine Schar Soldaten mit Stöcken in der Hand erschienen, mußte sich der junge Mann schleunigst davon machen, wenn er keine gebrochenen Rippen bekommen wollte. Und auch er weinte, aber zu spät, daß er so ein Ochse gewesen war. Also wanderte er zur Stadt hinaus, arm wie eine Bohnenstange und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Aber lassen wir ihn jetzt und seine unnütze Verzweiflung, um von dem jüngsten der drei Brüder zu erzählen.

Mit jenem unsichtbar machenden Mantel hatte dem Kleinsten nie etwas gefehlt. Ohne daß man ihn sah, konnte er alles nehmen, was ihm in die Hände fiel, ganz nach seinem Gefallen und er hatte Waren und viel Geld im Ueberfluß. Es geschah, daß er beim Umherwandern durch die Dörfer eines Tages mit seinen Brüdern zusammen stieß und sie sich erkannten. Und diese erzählten ihm das Unglück, das sie bei den Festlichkeiten am Königshof gehabt hatten. „Wir sind schön aufs Pflaster geraten und haben Hunger wie Wölfe.“ Da sagte der Kleinste: „Bei mir ist die Feuerung etwas unbekanntes, ich will eine Zeitlang für euch sorgen, denn ich habe Lust, diese mutwillige Prinzessin auch kennen zu lernen, und wer weiß? Vielleicht gelingt es mir, ihr die Sachen wieder abzunehmen, die sie euch geraubt hat. Ihr andern erwartet mich am vereinbarten Ort.“ — „Gib wohl acht“, erwiderten die Brüder, „und sei auf deiner Hut, denn sie ist schlau, die Königs-“

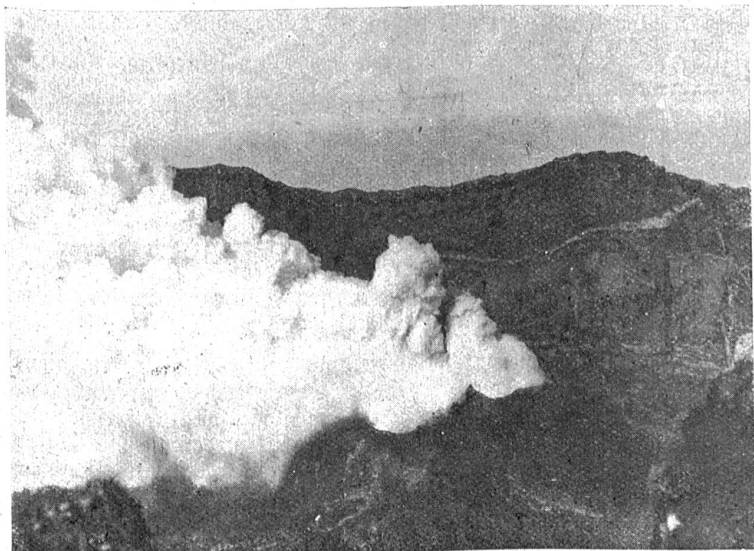


Ein Ausflug auf den Vesuv.
Die Drachseilbahn, die die letzte steile Steigung zu überwinden hat und uns bis an den Rand des Kraters führt.

tochter!“ — „Was“, rief der Jüngste aus, „mit diesem meinem Mantel habe ich keine Angst, daß sie mich überliste.“
(Schluß folgt.)

Ein Ausflug auf den Vesuv.

Unsere Bilder führen uns nach dem Vesuv, dem einzigen noch tätigen Vulkan des europäischen Festlandes, der sich isoliert am Golf von Neapel in einer Ebene Campaniens als gewaltiger Kegel erhebt, dessen Grundfläche einen Durchmesser von 16 Kilometer hat. Der breite, bis zu einer Höhe von 600 Meter sanft ansteigende Sattel des Berges trägt zwei Gipfel, den Monte Somma im Norden und den eigentlichen Vesuvkegel. Die Somma, ein halbkreisförmiger Wall, ist der Rest eines alten Kraters, der in vorgeschichtlicher Zeit die gewaltigen Lava- und Aschenmassen ausgeworfen hat, die den Boden der Campagna bilden. Ein 300 Meter tiefes, sichelförmiges Schluchtental trennt die Somma von dem inmitten des alten Kraters steil aufsteigenden Auswurfkegel. Dieser verdankt seine Entstehung erst dem furchtbaren Ausbruch im Jahre 79 n. Ch., der im Laufe weniger aber schrecklicher Stunden die blühenden, reichen Städte Pompeji, Herculaneum und Stabiae unter einem erstickend dichten Regen von Binstein und Asche und unter Strömen von glühend flüssiger Lava zudeckte und alles Leben vernichtete. Seit jener Zeit ist der Berg in Tätigkeit geblieben, doch so, daß bis zum 17. Jahrhundert die Ruhe nur wenig gestört wurde und die Abhänge sich wieder bis weit hinauf mit reichlichem Waldwuchs bekleideten. Ende 1631 erfolgte wieder einer der furchtbarsten Ausbrüche, der eine ganze Reihe von Ortschaften vernichtete und 3000 Menschen, darunter auch einer Prozession von 400 Personen, das Leben kostete. Von nun an wiederholten sich die Ausbrüche in kürzeren Zwischenräumen. Ende März bis Mitte April 1906 fand der letzte heftige Ausbruch statt, der die Umgebung, namentlich die am Nordfuß der Somma gelegenen Ortschaften verheerte und die Gestalt des Berges veränderte. Der Vesuv war dabei um etwa 100 Meter niedriger geworden, indem die ganze Kuppe des Vulkans bei jenen ungeheuren Explosionen in die Luft geblasen und in ungeheuren Bogen auf jene Ortschaften geschleudert wurde.



Ein Ausflug auf den Vesuv.
Blick vom Kraterrand in die Krateröffnung, die annähernd einen Kilometer Durchmesser hat.

Trotz der beständig drohenden Ausbruchgefahr ist heute der Fuß des Berges von einem dichten Kranz von Ortschaften umgeben. In Zickzackwindungen führt der Weg zuerst lange Zeit zwischen den herrlichsten Weingärten, Delbaumpflanzungen und Orangenbäumen hindurch. Wo der Grad der Verwitterung der Lava es nur irgend erlaubt, wird der Boden angebaut und genutzt; so bieten die Besuvhänge heute nahezu 80,000 Menschen Arbeit und Nahrung. Im weiteren Aufwärtssteigen, sei es zu Fuß oder im Sattel eines geduldigen, sicherstretenden Maultieres, treffen wir mehr und mehr Spuren der früheren Ausbrüche. Alte, schon verwitterte Lavaströme werden überquert, und wo sich nur eine Handvoll Humuserde gebildet hat, finden sich auch gleich einige großblütige Ginsterstauden, dann auch freundliche Feldblumen mit herrlichen farbigen Blüten. Doch je höher wir steigen, desto unfruchtbarer und wilder wird die Gegend. Die jüngeren Lavaströme ziehen sich oft viele Meter breit in gequollenem, gleitscherartigem Fuß den Berg hinab. Oft sind die Massen zusammengedrängt und starren spitz und zackig in die Höhe, als wären die roten Flammen in ihrer wütenden Hitze erstarrt. Am Fuße des Gipfels müssen die Saumtiere zurückgelassen werden. Das Steigen im Geröll und Gebröckel kleiner, verbrannter Steine und durch die rotbraune Asche wird immer beschwerlicher. Bei jedem Schritt aufwärts rutscht man mit dem herabrieselnden Geschiebe einen halben Schritt zurück. Hier und da ist der Boden sehr heiß, und zwischen den Steinblöcken steigen manchmal übelriechende Dämpfe auf. Endlich stehen wir am Rande des Kraters. Ein wahrer Höllentessel liegt vor unsern Füßen, der in den Gipfel des Besuvus trichterförmig mit 500 Meter Durchmesser und 300 Meter Tiefe eingesenkt ist. In der Mitte ist im Boden der eigentliche jetzige Feuerschlund. Wie düsterrote Kohlenglut sieht man hier das Gestein des Berges brennen. Die Hitze ist oft selbst auf dem äußersten Kraterstand ganz bedeutend und der stehende Geruch der schwefeligen Dämpfe zuweilen so, daß man sich Nase und Mund zuhalten muß und fluchtartig den Kraterwall verläßt.

Am Fuße des Ausbruchkegels befindet sich in 560 Meter Meereshöhe das neue, stattliche Gebäude des Observatoriums, wo die Ausbrüche und die gesamte vulkanische Tätigkeit des Besuvus der wissenschaftlichen Beobachtung unterworfen wird. Eine große Marmortafel am Eingang des Gebäudes erinnert an den furchtbaren Tod von neun jungen Studenten, die 1872 von einem plötzlichen Ausbruch überrascht, sich nicht rechtzeitig vor der ausbrechenden Lava retten konnten.

Da wo in früheren Jahren der Besuvbesucher in mühsamer Wanderung den Berg erstieg und erkletterte oder sogar von pustenden, fluchenden Trägern in einer Art Tragfessel hinaufgetragen wurde, führen heute moderne Verkehrsmittel. Eine schön angelegte Straße und eine seit 1903 erstellte elektrische Bahn verbindet die Ortschaften der Ebene mit dem Observatorium. Seit 1880 führt eine Drahtseilbahn vom Observatorium auf den Gipfel. Die Steigung dieser Bahn ist sehr stark, oft bis zu 60°. Alle möglichen Vorkehrungen sind getroffen, um die Sicherheit des Betriebes zu gewährleisten. Dank dieses mühelosen billigen Aufstieges wird der Besuv jahraus, jahrein von ungezählten Touristen besucht, nicht nur der interessanten Erscheinungen des Vulkanismus wegen, sondern auch zum Genießen der prachtvollen Aussicht hinaus in die tieferliegende Landschaft.

Weltbekannt ist auch der feine Wein, der am Fuße des Besuvus gedeiht und heute noch den Namen Lacrimae Christi (Tränen Christi) trägt. Der Sage nach soll Christus nach dem furchtbaren Untergang von Pompeji über die Aschen- und Lavafelder gewandert sein und Tränen des Mitleids und der Trauer vergossen haben um die arme, früher so herrliche Landschaft. Wo seine Tränen niederfielen, wurzelten auch gleich neue Rebschössen und trugen von da an den süßen kostbaren Lacrimae Christi-Wein.

Dr. H. G.

Reklame — Reklame!

(Aus dem Tagebuch eines Auslandsschweizers.)

Reklame machen — das heißt dem Käufer sagen, was man ihm anzubieten hat. Und Kunst der Reklame ist, dies recht geschickt und einzigartig und damit suggestiv zu sagen. Die Mittel dieser werbenden Kunst wandeln sich. Was einmal gezogen hat, zieht plötzlich nicht mehr. Es bedarf neuer Gedanken, neuer Methoden. Es ist ein reizvolles Studium, dem menschlichen Geist in seiner schöpferischen Findigkeit gerade auf diesem Felde nachzuspüren.

Lassen Sie mich von solchen Beobachtungen etwas erzählen. —

In einem vielgelesenen Mittagsblatt eines großen Berliner Verlages erscheint eines Tages eine auffällige Ankündigung: Der Verlag hat einen Fünfmarschein in Umlauf gesetzt. Wer ihn zurückbringt, kriegt dafür einen Hundertmarschein. Die Nummer des zirkulierenden Scheines ist natürlich bekanntgegeben. Und auf diese Nummer zu achten, kommt es nun an. Das Publikum soll zu genauem Sehen und Beobachten erzogen werden — so versichert wenigstens der Redakteur, dem das Ressort „Hundert Mark für fünf Mark“ zugewiesen ist. Diese Volkspädagogik ist natürlich nur ein Mäntelchen für den Hauptzweck, für die Sensation, die dies 95 Mark-Geschenk tatsächlich für Berlin und weitere Kreise bedeutet. Für den Verlag ist es ein gutes Geschäft. Die Auflage steigt, der Wert des Blattes gewinnt. Denn natürlich muß jeder Berliner die Nummer des umlaufenden Scheines wissen, muß lesen und aufpassen, ob ihm nicht ein glücklicher Zufall den Schein in die Hände spielt. Wer wechselte in diesen schweren, knappen Zeiten nicht mit tausend Freuden einen Fünfmärker gegen einen Hundertmärker um? Das geht nun wochenlang Tag um Tag weiter. Die Berichterstattung über diese Sache ist sehr ausführlich. Der Redakteur schildert, wie er die Scheine — denn dem ersten folgen andere — in Umlauf setzt. Bald auf der Straßebahn, bei einer Autofahrt, in einem Warenhaus, an einer Theaterkasse, am Totalisator auf der Rennbahn. Ergötzliche Zwischenfälle dienen zur Ausschmückung dieser Berichte. Am zweiten oder dritten Tag kommt der erste Schein zurück. Wiederum füllt die Geschichte seiner Auffindung und Rückkunft ganze Spalten. Dann plötzlich bleiben eine Anzahl der Geldscheine verschollen. Die Sensation hat ihren Höhepunkt überschritten. Die Berichte werden kürzer. Endlich erscheint nur noch eine trodene Liste der unauffindbaren Scheine. Die Sache ist erledigt. Der Zweck ist erreicht. Die paar hundert Mark Auslagen werden sich dem Verlag reichlich bezahlt gemacht haben.

Diese Reklameidee war neu und schlagkräftig. Und schon macht sie Schule. Jetzt ist es eine Zigarettenfabrik, die auf ähnliche Weise eines ihrer Erzeugnisse zu lancieren versucht. Großes Inserat: 15,000 Mark werden verschenkt an solche Personen, die — natürlich beim Rauchen eines Exemplars der bewußten Marke — ein möglichst heiteres Gesicht zur Schau tragen. Ein Vertrauensmann der Firma zieht durch Berlin, beobachtet die Zigarettenraucher und belohnt den Liebhaber der berühmten Marke, sofern er den gestellten Anforderungen an eine fröhliche Bifage entspricht, sofort mit der Auszahlung von 50 Mark.

Auch diesem Reklamefeldzug weht ein sozialpädagogisches Fähnchen voran: Erziehung zur Heiterkeit, zu jener japanischen Haltung, immerdar und unentwegt ein lächelndes Antlitz zu zeigen. Und es wäre kein zu verachtender Nebenerfolg, wenn der überhastete, nervöse, verärgerte Bewohner der Weltstadt sich plötzlich angewöhnen würde, dem schlimmsten Alltag eine unbefieglige Fröhlichkeit entgegenzutragen. Wo der Mund lacht, lächelt auch das Herz. Man dürfte der propagandalustigen Firma dann auch getrost ihren geschäftlichen Haupterfolg gönnen!